
Johnson-Jahrbuch

Band 3/1996

Herausgegeben von
Ulrich Fries und Holger Helbig

Vandenhoeck & Ruprecht

Redaktion: Holger Helbig

Umschlagbild: Andreas Lemberg, Uwe Johnson VI, Öl auf Leinwand

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Johnson-Jahrbuch. –

Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Erscheint jährl. – Aufnahme nach Bd. 1. 1994

ISSN 0945-9227

Bd. 1. 1994 –

ISBN 3-525-20902-9

© 1996, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen. – Printed in Germany.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Satz: Competext, Heidenrod

Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Johann Siemon

Liebe Marie, dear Mary, dorogaja Marija

Das Kind als Hoffnungsträger in Uwe Johnsons *Jahrestagen*

Die Mutter, die Tochter und der Genosse Schriftsteller, das sind die zentralen erzählerischen Instanzen der *Jahrestage*. Diese auktoriale Dreifaltigkeit versucht, sowohl Gesines erinnernde Erzählung voranzutreiben und kritisch zu beleuchten, als auch, unter ironischer Bezugnahme auf die Weltauslegung der *Tante New York Times*, ihr Leben vom 20. August 1967 bis zum 20. August 1968 zu erklären.

In jener anderen berühmten Erzählung, auf die hier nur angespielt werden kann, kommt dem Sohn, auch wenn seine Geschichte verhältnismäßig böse ausgeht, eine ganz außergewöhnliche Bedeutung zu. So könnte man sich, dem vergleichenden Spiel endgültig nachgebend, fragen: Wie steht es in den *Jahrestagen* mit der Tochter? Mit anderen Worten: Erleben wir auch in diesem Falle eine Leidens- als Heilsgeschichte?

So einfach läßt sich allerdings die Sache hier allein schon deshalb nicht an, weil uns die Erzählung die Tatsache nicht erspart, daß Mütter und Väter ihre Karriere im allgemeinen selbst als Töchter und Söhne beginnen. So erstaunt es nicht, daß uns in der Arbeit des Sich-Erinnerns die Väter noch nachgeliefert werden.

Es ist also höchste Zeit, den Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen, und einfach festzuhalten: Marie hat ihren Vater ebenso verloren wie ihr Vaterland und lebt nun mit ihrer Mutter in New York. Desto mehr sie sich in der amerikanischen Gesellschaft und Sprache einrichtet, desto stärker wird ihr ihre eigene Familiengeschichte zum absonderlich Fremden, damit zum exotischen Erzählgegenstand. Erst in New York, so darf

man mutmaßen, kann die kindliche Aufforderung ›Erzähl mir eine Geschichte‹ mit einiger Berechtigung zu Maries Aufforderung ›Erzähl mir deine Geschichte‹ werden.

Daß ihr, im Gegensatz zur Mutter, die Fremde ein Stück weit zur eigenen Identität verhilft, und damit zu einer möglichen Heimat wird, daß ihr zugleich die Mutter-Sprache allmählich abhanden kommt, und daß eigentlich erst vor diesem Hintergrund mit Vorsatz und aus kritischer Distanz eine echte Begegnung im Sinne einer Verständigung gesucht werden kann, auch davon handelt die Erzählung.

Allerdings scheint dieser Sachverhalt kein hinreichendes Gestaltungsmotiv abzugeben, da Johnson, was die Konzeption seiner Marie betrifft, von der Kritik im allgemeinen eher verhaltenes Lob oder offene Vorwürfe erntete.

Rolf Becker schrieb nach dem Erscheinen des ersten Bandes: »Zum Schönsten der Jahrestage zähle ich, vorläufig, den erzählten Dialog zwischen Gesine und ihrer Tochter Marie: Die Darstellung eines Eltern-Kind-Verhältnisses, diese Geschichte einer wechselseitigen Erziehung, ist in der auf so viel Spätpubertäres fixierten zeitgenössischen Literatur eine willkommene Rarität.«¹ Knapp 13 Jahre später modifizierte er diese Einschätzung mit den Worten: »Allerdings haben wir nach wie vor unsere Schwierigkeiten mit der außerordentlichen Aufgewecktheit des Kindes.«²

Bei Marcel Reich-Ranicki hingegen stieß die Konstruktion dieser Figur von Anfang an auf große Skepsis: »Diese Erzählposition will mir nicht einleuchten. Daß die schon in New York erzogene und vom amerikanischen Alltag faszinierte zehnjährige Marie sich für das Leben der Großeltern, die sie nie gekannt hat, unentwegt interessiert, ist zumindest wenig wahrscheinlich.«³

So unterschiedlich die Aussagen im Detail sind, so liegt ihnen doch, etwas übelnehmerisch, das gemeinsame Denken zugrunde, daß Marie letzten Endes eine wenig glaubhafte Johnsonsche Konstruktion bleibe, weil sie nur allzu wenig mit den zehnjährigen Mädchen gemein hat, denen man allenthalben im wirklichen Leben begegnet.⁴ Der darin ent-

1 Becker, Rolf: Jerichow in New York, in: Raimund Fellingner (Hg.), Über Uwe Johnson, Frankfurt am Main 1992, S. 177-180, hier: S. 180.

2 Becker, Rolf: Eine Bitte für die Stunde des Sterbens, in: Fellingner (Anm. 1), S. 196-202, hier: S. 198.

3 Reich-Ranicki, Marcel: Die Sehnsucht nach dem Seelischen. Der erste Band des Prosawerks *Jahrestage*, in: Fellingner (Anm. 1), S. 181-188, hier: S. 186.

4 Die implizit darin verborgene Annahme, daß ein Leser wirklich 1891 Seiten plus

haltene Vorwurf lautet: Bei dem Kind haben die mimetischen Fähigkeiten des Autors offensichtlich versagt.

Nun zeichnet sich der Vorwurf zum einen nicht durch außergewöhnliche Originalität aus, fragt aber, und das ist bedeutsamer, zum anderen auch nicht danach, ob es, neben der so salopp ins Spiel gebrachten Unfähigkeit des Autors, seine Figuren »lebendig« werden zu lassen, vielleicht auch werkimmanente Gründe geben könnte, die das vorgebliche Abweichen von einem »realistischen« Widerspiegelungsdogma rechtfertigen.⁵

Es gibt also durchaus eine Reihe guter Gründe, Maries Funktion in den *Jahrestagen* genauer zu untersuchen:⁶ Was das Kind betrifft, beginnen die *Jahrestage* mit einem Kontrast. Der Leser wird mit der Marie des Frühjahrs 1961, als sie, noch keine vier Jahre alt, zusammen mit der Mutter nach New York kommt, und, wenige Seiten später, mit der Marie des Jahres 1967 bekanntgemacht. Die Unterschiede sind vielsagend:

Das Kleinkind »zog mit Gesine durch die Stadt, ließ sie nicht von der Hand, stand dicht an sie gedrückt in den Bussen und Ubahnen, wachsam bis zum Mißtrauen, und ließ sich erst im späten Nachmittag von eintönigen Fahrtbewegungen in den Schlaf tölpeln [...] Das Kind nahm kein englisches Wort an, sie ließ sich die Grüße und Zurufe und Schmeicheleien in Imbiß-Stuben im Bus in der Hotelhalle gefallen als sei ihr das Gehör ausgegangen, Antwort gab sie nur mit einem verzögerten wütenden Kopfschütteln bei niedergeschlagenen Lidern. Sie war so still versessen auf die Rückkehr, sie wurde wieder und wieder wohlherzogen genannt.«⁷

Anhang lesen würde, nur um am Ende feststellen zu können, welche der fiktiven Charaktere realistisch entworfen wurden und welche nicht, was im Grunde nichts anderes bedeutet, als daß er sagen kann, hier liege eine strukturelle Wiederholung von bereits gemachten Erfahrungen vor und da nicht, erscheint mir als eine arge Fehleinschätzung, was die Lesemotivation betrifft, und noch nicht einmal tauglich zur Erklärung der allerklischeehaftesten Trivialliteraturrezeption.

5 Erstaunlicherweise empfanden die meisten Rezipienten heutzutage, daß derselbe Vorwurf gegen »Little Father Time«, aus Hardys *Jude the Obscure*, Vladimir Nabokovs *Lolita* und Oskar Matzerath, aus Grass' *Die Blechtrommel*, dem jeweiligen Werk nicht ganz gerecht werden kann.

6 Vgl. dazu das Kapitel VIII in Colin Riordans ausgezeichnetem Buch: Riordan, Colin: *The Ethics of Narration. Uwe Johnson's Novels from »Ingrid Babendererde« to »Jahrestage«*, London 1989, S. 161-214.

7 Johnson, Uwe: *Jahrestage*. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl. Bd. I-IV, Frankfurt am Main 1988, S. 19f.

Marie lehnt dieses fremde Amerika in seiner Gesamtheit ab, nichts interessiert sie als die Rückkehr in die Heimat. Gesine ist es, die, so gibt uns Johnson zu verstehen, gewissermaßen in emotionaler Notwehr, den völligen Neubeginn sucht.

Auf den Vorschlag Martin Walsers, Gesine nach Lübeck zu verpflanzen, antwortet er: »Sie wäre da zu dicht an der Grenze und sie wäre zu dicht in einer sehr, sehr verwandten Sprache. Es käme da eine Art Heimweh hoch. Sie wäre verrückt, wenn sie sich in diesen Taumel der gefährlichen Erinnerungen hineinbegäbe, zu dicht heran ginge an das, was sie da verloren hat, und das ist nicht wenig.«⁸

Während Gesine Distanz braucht, um das Heimweh nach dem Deutschland auf der anderen Seite der Grenze und die Erinnerung, damit den Leidensdruck, nicht übermächtig werden zu lassen, ist es für Marie eben diese Distanz von allem Bekannten, die das Heimweh verursacht. Und so sehr sie sich auch an die Mutter als die einzig verbliebene Kontaktperson klammert, so sehr nimmt sie ihr doch auch übel, daß diese rücksichtslos zur Selbsthilfe greift: »gäbst du überhaupt etwas auf, mir zuliebe?«, fragt Marie. Und Gesine antwortet: »Gib mir diese zwei Jahre. Dann gehen wir nach Westdeutschland für so lange du willst.« (JT, 20)

Es kommt nun vielleicht nicht so sehr darauf an, ob eine Vierjährige diese Frage hätte stellen können, sondern darauf, in welchem Licht diese Passage die Mutter-Kind-Beziehung erscheinen läßt. Es stehen sich nämlich, die Frage des Kindes macht das deutlich, hier die Prinzipien von Liebe und Macht gegenüber. Ist die Mutter bereit, bei grundsätzlich lebensverändernden Entschlüssen zugunsten des Kindes auch auf ihre Entscheidungsgewalt zu verzichten, oder, das Ende der *Jahrestage* legt diesen Schluß nahe, bleiben für Gesine die zu verfolgenden Ideale letztlich bedeutsamer als die Hoffnung auf ein privates, zwischenmenschliches Glück.

Mit Blick auf das Ende kann man sich in der Tat fragen, ob dieser frühe Widerspruch zwischen Liebe und Herrschaft sich bei Marie und Gesine in den *Jahrestagen* nicht immer wieder als der Gegensatz von zwischenmenschlich – privat und analytisch – politisch identifizieren läßt. So sehr es beiden Denk- und Handlungssystemen um den Menschen geht, so geht es doch einzig dem ersten um das in einem bestimmten Augenblick konkret vorhandene und betroffene Individuum. Maries Frage führt also im Kern zum Problem einer individuellen Viabilität: Indem sie konkret

⁸ Johnson, Uwe: Wie es zu den »Jahrestagen« gekommen ist, in: Fellingner (Anm. 1), S. 222–228, hier: S. 228.

für sich ein Opfer einfordert, befragt sie Gesines implizit immer vorhandenen Traum von einer denkbar »besten aller Welten« nach seinem ideologischen Kern, da sie darauf verweist, daß die Mutter nicht dazu bereit ist, der Tochter Mitbestimmungsrechte einzuräumen. Nicht zufällig erscheint das Subjekt Marie zu Beginn der *Jahrestage* vor allem als gefügig zu haltendes Objekt: »Gesine dachte an Marie noch immer als das Kind, das Kind konnte sich kaum gegen sie wehren. Sie war besorgt, dieser Umzug könnte vereitelt werden durch das Kind [...]« (JT, 19).

In dem Maße jedoch, in dem Marie sich in das amerikanische Leben integrieren kann, gelingt es ihr, eine autonome, d.h. von der Mutter hinreichend unabhängige Identität zu entwickeln, die neben den Ähnlichkeiten vor allem auf den Unterschieden zwischen beiden beharrt. Exemplarisch dafür steht der damit einhergehende, allmähliche Verlust der Mutter-Sprache: »Ihr Englisch ist dem Gesines überlegen in der Artikulation, der Satzmelodie, dem Akzent. Deutsch ist für sie eine fremde Sprache, die sie aus Höflichkeit gegen die Mutter benutzt, in flachem Ton, mit amerikanisch gebildeten Vokalen, oft verlegen um ein Wort. Wenn sie achtlos Englisch spricht, versteht Gesine sie nicht immer.« (JT, 23)

Im Gegensatz zu Gesines distanziert analytischer Außenperspektive, deren Kehrseite ein ängstlich-isolationistisches Verharren auf einmal erreichten Standpunkten, damit eine gewisse Rigidität des Denkens impliziert, hat das Kind, als das noch nicht festgelegte Wesen, gar keine andere Wahl, als sich rückhaltlos auf die Herausforderung der neuen Erfahrung einzulassen. So bleibt Gesine die fremde Deutsche, ihre Tochter hingegen findet den Weg in die Normalität einer amerikanischen Jugendlichen. Die darin zum Ausdruck kommende Differenz zwischen Mutter und Tochter ist insofern von Bedeutung, als sie die Beziehungskonstellation der Ankunftszeit stark modifiziert. Der Kompetenzvorsprung, den Marie im zwischenmenschlichen Bereich sich erarbeitet hat, verhilft zu einem außergewöhnlichen Selbstbewußtsein: »Meine Zöpfe sind nicht deine Zöpfe, und ich schneide sie ab, wann ich will [...] Meine Mutter ist aus einer Kleinstadt an der Baltischen See, man muß sie das nicht fühlen lassen [...] Ich kann Spanisch besser als meine Mutter [...] Nach zwei Jahren wollte meine Mutter zurück nach Deutschland, und ich habe gesagt: Wir bleiben.« (JT, 24f.)

Zugleich aber ist unverkennbar, daß damit auch die Mutter-Tochter-Beziehung auf eine völlig neue Basis gestellt wird. Das einseitige Abhängigkeitsverhältnis ist einer Situation gewichen, in der beide Seiten insofern aufeinander angewiesen sind, als sie unterschiedliche Kompe-

tenzen vorweisen, von denen die je andere Seite profitieren kann. Gerade diese Differenz zwischen Mutter und Tochter wird zu einem Garanten für partnerschaftlich demokratischen Umgang und den noch darzustellenden gegenseitigen Erziehungsprozeß.

Kontakte zu den Nachbarn werden durchweg von Marie initiiert. Den Spielplatz im Park identifiziert Gesine als den Ort, an dem »Marie ihr die ersten Nachbarn zugeführt« (JT, 44) hat.

Auch Gesines Beziehung zu D. E. wird in hohem Maße von Marie mitbestimmt. Ihr enges Verhältnis zu ihm⁹ ist sicherlich mit ausschlaggebend dafür, daß Gesine sich schließlich dazu entschließt, D.E.s Heiratsantrag anzunehmen. Allerdings, darauf wird noch einzugehen sein, sieht Marie in D. E. weniger den Vater als vielmehr den zuverlässigen und treuen Freund. Ihr geht es einzig darum, einen Mann für die Mutter, nicht darum, einen Vater zu finden: »Heirate doch, aber ich will keinen Vater« (JT, 25), sagt sie zu Gesine.

Und dabei steht außer Frage, daß sie sich auf D.E. festgelegt hat, denn als sich Gesine am 11. November mit Karsch, dem Schriftsteller, trifft, der so ganz und gar unabhängig von wirtschaftlicher und staatlicher Einflußnahme zu arbeiten scheint, will sie ganz genau wissen, »ob er wirklich davon lebt, daß er lebt, ob er in der Tat alles anders anstellt als D. E.« (JT, 285). Marie hat Angst davor, daß Karsch ihre Pläne für sich und die Mutter zunichte machen könnte, nur so erklärt sich die auffällige Eifersucht, und daß Marie scheinbar unmotiviert zu dem Schluß kommt: »I hate him! [...] I hate him!« (JT, 286)

Auch diese Episode läßt sich als Umkehrung der anfänglichen Beziehungsverhältnisse beschreiben. Die Angst Gesines, das Kind könnte die Umzugspläne vereiteln (JT, 19), bildet gewissermaßen die negative Folie zu der Angst des Kindes, die Gefühle der Mutter könnten die eigenen Zukunftspläne durchkreuzen.

Ohne Zweifel ist sich Gesine dieser Veränderungen in der Beziehung zu ihrer Tochter bewußt und befürwortet diese. Nicht zufällig steht eine frühe, die Wahrheit noch zurücknehmende Version der Regentonnen-geschichte¹⁰ neben der Beschreibung einer selbständigen und mit Sozialkompetenz ausgestatteten Marie, die, problemloser als es die Mutter je könnte, die Regeln und Kniffe des amerikanischen »shopping« beherrscht. Nicht zufällig relativiert sich auch dieses Bild wieder durch die Ängstlichkeit und Hilflosigkeit der Marie, wie sie »vor sechs Jahren« (JT,

9 Vgl. etwa JT, 43f.

10 Vgl. etwa JT, 64.

66) noch war. Die zu vermutenden Ähnlichkeiten im Charakter und Verhalten der vierjährigen Marie und dem »Kind, das ich war« (JT, 1891), verweisen den Leser nur desto entschiedener auf die Unterschiede zu der elfjährigen Marie, die nach der Rückkehr vom Einkaufen »noch einmal erzählt von dem Stadstreicher, der ihr auf dem Broadway die Einkaufskarre auszuräumen versuchte. ›And I did not bother with being a lady!‹« (JT, 67), fügt sie selbstbewußt hinzu. Ganz nebenbei hat sie noch eine Verkäuferin »ertappt bei zuviel gedruckten 21 Cent, und die Kassiererin hat sich ohne Geschrei entschuldigt vor dem Kind und den Kundinnen in Hörweite« (JT, 68).

Daß es bei all dem nicht darum geht nachzuzeichnen, wie ein Kind sich vielleicht »wirklich« verhalten haben würde in diesem Alter, sondern einzig darum, die Differenzqualität herauszuarbeiten zwischen früher und heute, zwischen Gesines Kindheit und Marie, wird durch dies Beispiel möglicherweise klar geworden sein. Denn abgesehen von der Frage, wie Gesine und Marie nun »wirklich« gewesen sein mögen, versuchen die *Jahrestage* doch eine Antwort darauf zu geben, worin sie sich unterscheiden, und worauf dergleichen Unterschiede zurückzuführen sein mögen, zuletzt aber auch, was sie bedeuten könnten.

Es ist nämlich gerade Maries Anderssein, aus dem Gesine Hoffnung und Sinn für ihr eigenes Leben schöpft. Als sie sich von einer Krankheit erholt und aus einer Art Bewußtlosigkeit wieder zu sich findet, ist die sich nähernde Gestalt des Kindes ihr erster optischer Sinneseindruck. Dieser gerinnt zu einem Bild von dem, was sie selbst vielleicht hätte sein können, wenn ihr Leben anders verlaufen wäre, zugleich ist er ein Zeichen dafür, wie sehr auch Maries Existenz von tragischen Lebenserfahrungen bedroht bleiben muß, wie sehr das Kind ihrer bedarf: »Unter der Dunkelheit des Himmels quoll der Innenraum des Hauses auf, dehnte sich aus mit Licht und Wärme und menschlichem Leben. Als Marie kam, eine Katze auf der Schulter, ganz haarig vom rückwärtigen Lampenschein umrissen, habe ich sie verwechselt mit dem Kind, von dem ich träumte, dem Kind das ich war.« (JT, 270) Wie in einer Joyceschen Epiphanie erscheint ihr das wiewohl lichtumwirkte Schattenbild des Kindes. Die Ausstrahlung menschlicher Wärme als Marie den Raum betritt, ist ein Symbol für die emotionale Nähe und Offenheit, die ein Leben ohne Furcht garantieren soll.

Es ist diese Hoffnung auf ein anderes Leben, die Gesine veranlaßt, ihr Kind nicht, wie der Genosse Schriftsteller kritisch einwendet, den öffentlichen Instanzen auszusetzen, sondern individuelle, hier heißt es: private, Lösungen vorzuziehen. Systemzwänge sollen für Marie nicht

gelten, deshalb geht sie in einen »privaten Kindergarten«, eine »Privatschule« und wird schließlich auch noch zur »Privatpatientin« (JT, 99ff.). Daß Gesine dafür viel Geld aufbringen muß, ist das eine, das andere aber, daß die Tochter damit die Möglichkeit hat, ihre Beziehungen zur Welt als Beziehungen zu Menschen zu erfahren und zu definieren. Es ist nur konsequent, daß Marie darunter leidet, einen guten Bekannten zu verlieren, als ihr Arzt plötzlich von der Armee eingezogen wird (JT, 110), und daß sie um diesen Verlust trauert. Keiner der Menschen, die sie kennt, steht für ein System, mit dem sie untrennbar verbunden bleiben. Maries Kategorien bilden sich zuvörderst an Erfahrungen mit Individuen, nicht an Erfahrungen mit Gesellschaftssystemen.

Damit steht das »Kind, die zwei letzten Augen Cresspahls« (JT, 118), natürlich in der Traditionslinie, die bocksbeinern das Recht auf ein selbstbestimmtes Leben einfordert, aber, und darin liegt der große Unterschied, zugleich ist Marie die erste in dieser Generationenkette, die an dieser Maxime festhalten kann, ohne vom jeweiligen Gesellschaftssystem deswegen unter Druck gesetzt und deformiert zu werden. Bei aller Kritik an der amerikanischen Gesellschaft muß Gesine doch zugestehen: »Marie ist da gar nicht ängstlich, in einem solchen Land« (JT, 141).

Der Roman verwendet so viel Zeit und Mühe darauf, seinen eigenen Reflexionsraum zu entwerfen und zu begründen, daß man gar nicht umhin kann, dahinter eine Funktionalität zu vermuten. Wenn Gesine sagt: »Marie besteht darauf, daß ich ihr weiter erzähle wie es gewesen sein mag, als Großmutter den Großvater nahm« (JT, 143), wenn es also schließlich darum geht, daß Marie, wie Joachim Kaiser schreibt, »hebammenhaft alle möglichen Historien der Mutter«¹¹ gewissermaßen entbinden hilft, so muß die erste Frage doch sein: Warum tut sie es? Ohne Zweifel erfordert dies zunächst einmal ganz einfach die Erzählung, die ja weitergehen will. Allerdings gibt Gesine auch noch einen anderen Grund an: »Aber was sie wissen will ist nicht Vergangenheit, nicht einmal ihre. Für sie ist es eine Vorführung von Möglichkeiten, gegen die sie sich gefeit glaubt, und in einem andern Sinn Geschichten. (Gefragt habe ich sie nicht)« (JT, 144). Ob Gesines Interpretation tatsächlich den Grund für das Interesse ihrer Tochter benennt, kann hier ebensowenig genauer untersucht werden, wie die Frage, warum diese sie nicht gefragt hat. Statt dessen soll einmal mehr darauf verwiesen werden, daß in der Darstellung

11 Kaiser, Joachim: Für wenn wir tot sind. Zum Abschluß von Uwe Johnsons großer *Jahrestage*-Tetralogie, in: Fellingner (Anm. 1), S. 213-221, hier: S. 215.

die Differenzqualität von Maries Leben und Denken betont wird. Für Gesine ist es unmöglich, sich von den Erfahrungen der Vergangenheit zu distanzieren. Die Erlebnisse verweisen häufig auf dunkle Stellen ihres Bewußtseins und lassen sich nur ungenügend zur Sprache bringen, da sie traumatische Gefühlskomplexe auslösen. Ganz anders bei Marie: durch den völligen Neuanfang gewissermaßen von ihren Wurzeln getrennt, wird die Geschichte der Mutter für sie zu einer Aneinanderreihung von Geschichten. Indem sie deren Viabilität an der Meßlatte der eigenen Existenz überprüft, wird sie zur Rezeptionsinstanz, die die Geschichte der Familie Cresspahl als Erzählung ›liest‹. Sie setzt das Verhalten der ihr vorgeführten Charaktere zum eigenen in Bezug, und rezipiert damit durchaus (kindlich) ›realistisch‹, indem sie die Kriterien von Wahrscheinlichkeit und Modellhaftigkeit zugrunde legt.¹² Die Mutter wird damit zum Medium möglicher Lebensentwürfe.

Daß Marie diesen Charakteren und ihrem immer wiederkehrenden Hang, der eigenen Sprachlosigkeit zum Opfer zu fallen, das ganz andere, eigene Leben entgegenhalten kann, wird, so darf man vermuten, Gesines Schwierigkeiten mit der Erzählung insofern vermindern, als sie auf die Jetztzeit des Romans, damit auf ein hypostasiertes besseres Ende, hinerzählen kann: »Das ist die norddeutsche Art? sagt das Kind. – Das habe ich nicht geerbt: sagt Marie, überzeugt und erlöst.« (JT, 149)

Eben weil die Beziehung Marie – Gesine so ganz anders ist als die Beziehung Gesine – Lisbeth, weil Marie gelernt hat, Probleme zu versprachlichen und soziale Konflikte zu lösen, kommt dem ›Beschwerdebuch‹, das sie von Gesine einfordert, eine völlig neue Qualität zu. Lisbeths Notate sind und bleiben Ausdruck der inneren Verzweiflung, die erlebten Frustrationen werden im sozialen Raum nie zur Sprache gebracht. Auch Gesine, die von der Existenz dieser Tagebücher weiß, begreift, daß nie darüber gesprochen werden soll.

Handelt es sich bei Lisbeth darum, eine Möglichkeit zu finden, insgeheim ihre Frustrationen und Enttäuschungen zu ventilieren, handelt sie also nur in eigener Sache, liegt der Fall bei Gesine gänzlich anders: ihre Geschichte ist von Anfang an auf Kommunikation angelegt. Was sie in ihrer Kindheit nie zu fordern gewagt hätte und daher in aller Heimlichkeit verfolgen mußte, das Sich-Erklären der Mutter, ist nun (wenn auch

12 Vgl.: »Realistisch wird ein Werk genannt, das ich kraft meines Urteilsvermögens als wahrscheinlich rezipiere (Bedeutung B).« Jakobson, Roman: Über den Realismus in der Kunst, in: Jurij Striedter (Hg.), Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa, München 1971, S. 373–391, hier: S. 375.

nicht durch und durch) enttabuisiert. Selbst der mögliche Tod der Mutter wird in die Diskurswirklichkeit integriert:

- Kannst du so etwas nicht für mich machen? sagt das Kind, aus Angst vor einem Mißerfolg überhastet: Nicht Beschwerden. Was du jetzt gedacht hast, was ich erst später verstehe. Auch Beschwerden.
- Auf Papier, mit Datum und Wetter?
- Auf Tonband, wie Phonopost.
- Für wenn ich tot bin?
- Ja. Für wenn du tot bist. (JT, 151)

Nun sind die *Jahrestage* beim Leser ja tatsächlich »auf Papier, mit Datum und Wetter« und nicht als »Phonopost« angekommen. Während man diesen Sachverhalt kurzerhand dem Autor zur Last wird legen dürfen, mag man die Frage, warum »Phonopost«, doch nicht abtun, ohne eine Vermutung zu äußern: Marie, wäre sie ein Kind der 90er Jahre, hätte wohl ein Camcorder-Video eingefordert, und zwar ironischerweise aus Gründen der besseren Lesbarkeit. Kommt zum Wortlaut die Intonation und der Sprachduktus, so erhöht sich für die Tochter die Chance, die Nachricht angemessen zu interpretieren, also eine authentische Lesart herzustellen. Zeitung, Umwelt, auch Gesine verweisen ständig auf die Schwierigkeiten mit der Wahrheit, kein Wunder also, daß Marie das modernere Medium wählt, das zum Text auch noch die stimmliche Umsetzung als Interpretationshilfe anbietet.

Daß die Schwierigkeiten mit der Wahrheit ihr durchaus geläufig sind, beleuchtet eine Schulepisode, die sich an den Unvereinbarkeiten zwischen Theorie und Praxis abarbeitet: »Meine Mutter denkt, daß die Neger gleiche Rechte haben, und da hört sie auf zu denken« (JT, 24), sagt Marie, die sich zwar einerseits zu den erworbenen Haltungen der Solidarität bekennt,¹³ sich jedoch andererseits, und davon ist sie weniger begeistert, nun plötzlich mit derartigen Grundsätzen konkret auseinandersetzen muß. Die erste Schwarze, die in ihrer Klasse aufgenommen wird, sitzt neben ihr, und Marie soll sich um sie kümmern:

- Willst du Plätze für alle Neger an euren Schulen, wegen der Gerechtigkeit?
- Es ist ungerecht, daß ich bis dahin für alle einundzwanzig von uns die Arbeit machen soll mit der Alibinegerin. (JT, 219)

Hier steht abstraktes Ideal gegen konkrete Lebenspraxis; nicht zufällig äußert Gesine das erstere und durchlebt Marie das zweite. Die ihr sowohl von der Lehrerin wie von Gesine auferlegte Solidarität bringt sie in einen

13 Vgl. etwa JT, 313.

großen inneren Konflikt. Francine, das schwarze Mädchen, interpretiert Maries Freundlichkeit als Freundschaft. Tatsächlich mag Marie sie jedoch nicht besonders, kann dies aber nicht eingestehen, da sie fürchten muß, Francine zu kränken. Zugleich bedroht die neue Beziehung alte Freundschaften. Damit wird in Maries Augen aus dem hehren Ideal die Ursache für einen durch und durch negativ erlebten Problemzusammenhang. Zum ersten Mal erfährt sie sich als innerlich gespalten, da sie zum einen öffentlich nicht mit der Wahrheit herausrücken kann, zum andern aber der Situation, unter der sie leidet, ein Ende machen will.

Um Francine nicht einladen zu müssen, läßt sie eine geplante Halloween Feier ausfallen, und geht statt dessen zu einer Freundin. Danach freilich wird sie von schlechtem Gewissen geplagt:

Heute ist der zweite Abend, an dem sie geringen Appetit vorschützt, sich gleich hinter ihre Türen verzieht und im ganzen ein nicht mürrisches, aber wortkarges Benehmen anbietet (von dem sie einmal glaubte, sie habe es nicht geerbt), wenn auch wie ein Kind, mit unversteckter Verwunderung, als ob sie etwas nicht begriffe.

Es war nicht so.

Erzähl das Francine. [...]

Du glaubst nun den zweiten Tag, daß ich lüge.

Wie war es denn.

Ich weiß nicht, warum ich das getan habe.

Soll ich versuchen, es zu sagen?

Nein. Dann würde ich es für die Wahrheit halten.

Was weißt du bis jetzt?

Jedenfalls nicht die Wahrheit. (JT, 249f.)

Maries moralisches Dilemma konfrontiert sie mit einer Situation, in der es weder eine einfache Lösung noch eine einfache Wahrheit zu geben scheint. Entscheidend bleibt aber auch hier, daß sie die Möglichkeit einfordert, und ihr die Mutter diese auch einräumt, keine fremden Erklärungsmodelle für ihr Verhalten übernehmen zu müssen. Marie ist sich bewußt, daß sie durch ihre Vermeidungshaltung einer echten Entscheidung aus dem Wege gegangen ist, zugleich aber hält sie die Zusammenhänge für zu kompliziert, als daß sie sich mit geradlinigen Schuldzuschreibungen erledigen ließen. Gesines Entscheidung, dem Kind keine vorgefertigte Wahrheit aufzuoktroieren, läßt dem Kind den Freiraum, eigene Schlußfolgerungen zu ziehen. Der zugleich vertrauensvolle und herrschaftsfreie Umgang mit dem Kind betont erneut den Gegensatz zu Gesines Kindheit.

Ein Spiel, bei dem Gesine Erlebnisse der eigenen Kindheit mit denen Maries vermischt, und diese die Aufgabe hat, unhaltbare Details aufzudecken, endet mit der Frage nach den tatsächlichen Übereinstimmungen zwischen Mutter und Kind. Gesine antwortet darauf: Das Kind »hatte zu Hause, bei Lisbeth hatte das gar keine Aussicht [...] Lisbeth verstand das Kind nicht« (JT, 458). Einmal mehr schildert sie das Versagen ihrer Mutter und die stumme Verzweiflung des Kindes. Ein Versagen freilich, dem Ursachen zugrunde liegen, und das am Ende vielleicht, ebenso wie der Tod von Jakob Abs, nur Adornos These belegen wird, nämlich, daß es »kein richtiges Leben im falschen«¹⁴ geben kann.

Habermas beschreibt daher womöglich den gesellschaftlichen Hintergrund auch von Gesines Schicksal, als er bei der öffentlichen Anhörung der Enquete-Kommission zur »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland« am 4. Mai 1994 sagt:

Diese Aufeinanderfolge von zwei Diktaturen kann einer lehrreichen optischen Verstärkung der totalitären Gemeinsamkeiten dienen und den Blick auf die strukturellen Enteignungen von Bürgern richten, die ihrer sozialen und rechtlichen Autonomie weithin beraubt worden sind. Wenn ich die Liste der Themen mustere, zu denen die Enquete-Kommission Expertisen eingeholt hat, entsteht das Bild eines panoptischen Staates, der nicht nur eine bürokratisch ausgetrocknete Öffentlichkeit, sondern auch deren Basis, die Bürgergesellschaft und die Privatsphäre untergraben hat.¹⁵

Gesine antwortet auf Jakobs fiktive Aufforderung »Nimm das Kind da weg, Gesine« ganz zu Recht mit: »Wohin Jakob? Auf den Mond?« (JT, 315) Auch wenn Amerika in keinsten Weise das Land der Gerechten ist, so bietet das Leben in New York dem Kind doch die Möglichkeit, trotz aller Gefährdungen, ein menschenwürdiges Leben für sich zu entwerfen, und damit die Floskel der Selbstverwirklichung innerhalb eines selbst hergestellten sozialen Raumes ernst nehmen zu können.

Gesine bringt diesen Sachverhalt am Ende von Band I auf den Punkt, wenn sie sagt: »Einmal wird das Kind aussehen wie ich auf den ersten Blick, aber mögen wird es die Welt auf den zweiten, und nicht einmal sie wird wissen, daß sie zurücklächelt wie Jakob« (JT, 478). Neben der oberflächlichen Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter gibt es grundlegende Unterschiede im Denken und Verhalten, die darauf hinweisen, daß das Kind sein Leben anders gestalten wird, weil es, und hier gewinnt

14 Adorno, Theodor W.: *Minima Moralia*, Frankfurt am Main ²⁰1991, S. 42.

15 Habermas, Jürgen: Die Last der doppelten Vergangenheit, in: *Die Zeit*, Nr. 20, 13. Mai 1994, S. 54.

der Verweis auf das väterliche Erbe seine kontrastive Funktion, in einem Staat lebt, der vor allem die Freiheit des Individuums auf seine Fahnen geschrieben hat.

Marie »möchte nicht leben in einem Land, dem sie mißtraut. Diesem vertraut sie« (JT, 494). Kein Wunder also, daß sie sich kopfüber in das amerikanische Leben stürzt und weiß, sich darin, um Maos Bild zu benutzen, wie ein Fisch im Wasser zu bewegen.¹⁶

Gesines erzieherische Methode, Maries allzu ungebrochenes Verhältnis zu Amerika durch eine kontrastive Ebene kritischer Distanz zu entidealisieren, damit aufgeklärter zu machen, soll der Tochter, um das Bild weiter zu strapazieren, vor allem die Entscheidung über die einzuschlagende Bewegungsrichtung ermöglichen.

Allerdings wird auch in dieser Kommunikationssituation das eingeleitete, also Herrschaftsstrukturen reproduzierende Denken zugunsten einer Dialektik durchbrochen, in der Marie, bei aller Offenheit für die Einwendungen der Mutter, ihrerseits wiederum erkenntniskritische Kriterien in den Diskurs einbringen kann. Tatsächlich relativiert nämlich ihr pragmatisches Denken, das nach der Realitätsbezogenheit der mütterlichen Haltungen fragt, deren Grundsätze. Marie kritisiert auch immer wieder die Erwartungshaltungen der Mutter: »So kann ich nicht leben, wie du es von mir verlangst! Ich soll nicht lügen, weil du nicht Lügen magst! Du wärst längst ohne Arbeit, und ich aus der Schule, wenn wir nicht lügen wie drei amerikanische Präsidenten hintereinander!« (JT, 494) Damit wendet das Kind die absolut auftretende Forderung ihrer Mutter nach Wahrheit aus lebenspraktischen Überlegungen heraus kritisch gegen diese und untermauert einmal mehr, wie wenig sie von einem totalitären Anspruch, und sei er auch zur Durchsetzung sogenannter humaner Ideale, hält. Die ideologiekritischen Bedenken Gesines fallen also selbst wieder der Ideologiekritik anheim.

Als Gesine, die noch immer dem Traum vom Sozialismus mit menschlichem Antlitz nachhängt,¹⁷ sich am Ende sogar auf den Weg nach Prag macht,¹⁸ also die lebbare Wirklichkeit für ihre Ideale (die sich erneut als Illusionen herausstellen werden) opfert, handelt sie genau nach dem hier von Marie kritisierten Schema. Zugleich macht sie das Kind erneut für ihre Hoffnungen verfügbar. Der Satz, der für sie unbezweifelbar feststeht und auch seine Richtigkeit haben mag – »Es ist eine Täuschung,

¹⁶ Vgl. etwa JT, 487f.

¹⁷ Vgl. etwa JT, 690.

¹⁸ Vgl. etwa JT, 1886ff.

und fühlt sich an wie Heimat« (JT, 134) – ist auf Marie nicht in gleicher Weise anwendbar.

Auf die Frage, ob sie sich vorstellen könne, New York zu verlassen, antwortet diese: »Nie! Nie! So etwas darfst du nicht einmal denken, Gesine« (JT, 596). Das Kind hat, wie gezeigt wird durchaus mühevoll, dies Land sich als sein Land erobert, und damit für sich einen Begriff von Heimat hergestellt, der auf dem Gefühl der Zugehörigkeit ebenso basiert wie dem grundsätzlichen Ja zu der sie umgebenden Wirklichkeit. Daß dies weder Kritik noch, was die Zukunft betrifft, ein Tätigwerden im Sinne von Herstellen einer lebberen Wirklichkeit ausschließt, bezeugt sowohl ihr verantwortungsbewußtes wie pragmatisches Verhältnis zur Realität. Wieder kann das Beispiel Francine als Beleg für diese Behauptung dienen. Als diese in eine Notlage kommt, ist sie sofort bereit zu helfen, teilt mit ihr das eigene Zimmer¹⁹ und nimmt sie sogar gegenüber der Fürsorge in Schutz.²⁰ Als Gesine jedoch in deren Erziehung eingreifen will, um sie mit ihren Regeln von Offenheit und Ehrlichkeit vertraut zu machen, wendet Marie ganz zu Recht ein: »Und nun sag es mir. Wenn Francine bei uns lernt, daß man die Sachen eines anderen in Ruhe läßt. Daß nichts Gefährliches verschwiegen wird. Daß Geld erst besprochen wird, und nicht heimlich genommen. Was fängt sie damit an, wenn sie zu ihren Leuten zurückgeht?« (JT, 734)

Wenn es eine allgemeine, für alle verbindliche Ordnung nicht mehr gibt, sondern, das Bild vom amerikanischen »melting pot«²¹ steht dafür exemplarisch, unterschiedlichste, einander zum Teil widersprechende Ordnungsstrukturen, lassen sich auch keine übergreifenden Wertkategorien mehr formulieren. Das Kind reagiert auf diesen Sachverhalt einzig richtig, indem es die abstrakten Begrifflichkeiten funktionalisiert. Erneut beweist sie, daß sie innerhalb des sozialen Kontextes lebensstüchtiger ist als die Mutter, erneut wird klar, daß das zum Teil auf die Sozialisation durch den amerikanischen Alltag zurückgeführt werden muß.

Marie »ist sicher, daß Einer wenn nach New York auch zur Vernunft kommen müsse« (JT, 563), und diese Sicherheit rührt daher, daß sie ebenso wenig ohne ihre enge Beziehung zu New York sich denken läßt, wie die Mutter ohne ihre unauflösliche Beziehung zu Mecklenburg. Man mag das gutheißen oder nicht, aber das Kind hat ein grundsätzlich positives emotionales Verhältnis zu seiner Umgebung, das, nachgerade

19 Vgl. etwa JT, 705ff.

20 Vgl. etwa JT, 772ff.

21 Vgl. Handlin, Oscar: *The Uprooted*, Boston ²1973.

Ausdruck eines Urvertrauens, auch durch die im Buch vehement geübte Kritik nicht wirklich erschüttert wird.

Die Rolle der Amerikaner in Vietnam, die herrschende Gewaltbereitschaft der amerikanischen Gesellschaft, die Diskriminierung von Minderheiten, all das wird immer wieder und zu Recht gegen dieses Land vorgebracht, und dennoch ändert sich nichts an Maries grundsätzlicher Identifikation mit New York als ihrem Lebensmittelpunkt.

Zur Vernunft kommen bedeutet für das Kind zum einen die Anerkennung der realen Verhältnisse als relativierende Voraussetzung des je eigenen Lebensentwurfs, zum anderen aber auch der Glaube daran, daß jeder gemäß seinen Möglichkeiten sein Leben selbst gestalten könne und solle. Nun ist natürlich die Phrase, daß »jeder seines Glückes Schmied« sei (und deren amerikanische Variante: »vom Tellerwäscher zum Millionär«), ein durch und durch ideologisches Konstrukt, das die Zukurzgekommenen selbst für ihr Schicksal verantwortlich machen soll, um auf diese Weise die Gesellschaft von jeder Verantwortung für entstandene Macht- und Verhältnisse freisprechen zu können.

Darauf kommt es aber in unserem Zusammenhang nur sehr bedingt an: In bezug auf Marie hat dieser Glaube an die Selbstbestimmung und Selbsterschaffung des Individuums nämlich vor allen Dingen eine kontrastive Funktion. Es wird also im Buch nicht nur das amerikanische Klischee des »selfmade man« reproduziert, sondern zugleich in besonderer Weise funktionalisiert. Maries Individualismus, das zeigt auch ihr immer wieder geäußelter Wunsch »verlässlich mit niemandem auf der Welt verwandt« (JT, 259) zu sein, verweist auf die Vorstellung eines autonomen Subjekts, das sich zuvörderst von sich selbst her definiert und sich in keinen Abhängigkeiten glaubt.

Gesines Denken steht im Gegensatz dazu. Sie versteht und erklärt ihr So-Sein aus dem So-Gewordensein in der Abhängigkeit von anderen, damit erscheint ihre Identität als das alleinige Produkt sozialer Verhältnisse. Befremdet wirft ihr Marie vor: »Oft finde ich schrecklich, wie du glauben kannst, daß alle diese Leute in Jerichow dich gemacht haben; daß du heute bist wie du bist, weil sie waren wie sie waren!« (JT, 562)

Gesines Vorstellung von der eigenen Sozialisation orientiert sich bis zu einem gewissen Grad am materialistischen Denken, das die »Gesellschaftstheorie zum Ausgangspunkt einer Persönlichkeitstheorie«²² macht. Das bedeutet in unserem Zusammenhang, daß der Mensch zwar die

22 Tilmann, Klaus-Jürgen: Sozialisationstheorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung, Reinbek 1989, S. 154.

gesellschaftlichen Verhältnisse durch seine produktive wie kommunikative Praxis herstellt, zum andern aber zugleich von ihnen beherrscht wird. Nachzuweisen inwieweit die je herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse verhinderten, daß die erinnerten Individuen über ihre Arbeit und Kommunikation ein Selbstbewußtsein herstellen konnten, ist ein Anliegen von Gesines Erzählung. Die immer wieder betonte Sprachlosigkeit und Verweigerung ließen sich damit als der individuelle Ausdruck davon verstehen, daß sie Opfer von Verhältnissen bleiben mußten, statt schaffende Subjekte zu werden. Daß Gesines Erinnerungsarbeit dabei dem Bemühen um Selbsterkenntnis gleichzusetzen ist, läßt sich durchaus mit dem Denken von Marx in Übereinstimmung bringen, der ausdrücklich betont, daß das Verhältnis des Menschen »zu sich selbst ihm erst »gegenständig, wirklich« ist durch sein Verhältnis zu dem anderen Menschen.«²³

Bei Marie dagegen könnte man annäherungsweise ein interaktionistisches Modell unterstellen: »Das Verhältnis zwischen Institutionen und Gesamtgesellschaft wird zwar als bedeutsam angesehen, steht jedoch nicht im Zentrum der Analyse; diese konzentriert sich vielmehr auf den mikro-sozialen Bereich – auf die Interaktion zwischen den Subjekten.«²⁴ Dergleichen Kommunikationssituationen bilden nach Mead den gesellschaftlichen »Prozeß, aus dem heraus sich die Identität entwickelt«.²⁵

Ohne hier auf die im Hintergrund mitzudenkenden Sozialisations-theorien genauer eingehen zu wollen, zeigen die Hinweise vielleicht, daß in den Positionen Maries und Gesines zugleich auch die dahinterstehenden unterschiedlichen Weltbilder aus Ost und West aufscheinen. So unversöhnlich und fruchtlos diese in den Jahren 1967/68 in der Politik einander gegenüberstehen, so produktiv können sie im zwischenmenschlichen Bereich sein, sobald die gegenseitig sich erhellenden Perspektiven als ein dialektischer Prozeß begriffen werden.

Indem Gesine dem Kind ihre Vergangenheit erklärt, erklärt sie sich diese auch selbst. Indem sie erfindet, wie »es gewesen sein könnte« (JT, 560), erfindet sie die Wahrheit, »(w)ie ich sie mir denke« (JT, 670). Die gemeinschaftliche Arbeit an der Herstellung von Vergangenheit im Spannungsfeld eines kritischen Diskurses soll verbürgen, daß Erinnerungsarbeit gerade auch vor den schmerzhaften und dunklen Stellen der

23 Marx, Karl/Engels, Friedrich: Werke. Ergänzungsband 1, Berlin (DDR) 1969ff., S. 519.

24 Tilmann, Sozialisationstheorien (Anm. 22), S. 130.

25 Mead, G. H.: Geist, Identität und Gesellschaft, Frankfurt am Main 1968, S. 207.

eigenen Geschichte nicht Halt macht, daß das Bemühen um Wahrheit auch gegen den eigenen Willen sich durchsetzt.²⁶

Was für Gesine und ihr Verhältnis zur Vergangenheit gilt, läßt sich auch auf Maries Verständnis der amerikanischen Gegenwart übertragen. Die Nachricht von der Ermordung Martin Luther Kings²⁷ und Robert Francis Kennedys²⁸ erschüttert, jede für sich, ihren Glauben an Amerika fundamental. Beim Tode Robert Kennedys ist Maries Verstörung so groß, daß sie zum ersten Mal die kritischen Gesellschaftsanalysen der Mutter nicht mehr zu ignorieren vermag. Dieses Eingeständnis geht zwar nicht schmerzfrei, aber doch kommunikativ vor sich: »Wütend war ich auf dich Gesine! Weil du es mir erklärt hast als gewöhnlich für das Land, John F. Kennedy, Martin Luther King, und schon wieder hattest du recht, Robert Francis Kennedy« (JT, 1300).

Das traumatische Erlebnis führt zu einer Art sprachmagischer Regression, die in einem gedanklichen Kurzschluß diejenige zur Verursacherin einer Wirklichkeit erklärt, die die strukturelle Möglichkeit einer solchen Wirklichkeit beschrieben hat. Die Ermordung Kennedys stürzt Marie in eine Identitätskrise, da es ihr nicht mehr, wie bisher, gelingt, die Wirklichkeit in ihr Weltbild zu integrieren. Daß diese Krise durch die Ermordung der Identifikationsfiguren Martin Luther King und Robert Kennedy, nicht aber durch den Krieg in Vietnam oder die alltägliche Gewalt ausgelöst wird, verweist auf eine schon mehrfach dargelegte Besonderheit in Maries Persönlichkeit.

Im Gegensatz zu Gesine gelingt es ihr mühelos, die abstrakten gesellschaftlichen Verhältnisse aus ihrem Denken auszuklammern, indem sie diese zu ihrem Fernbereich erklärt. Die als persönlich eingestufte Erfahrung hingegen, der Nahbereich, gewinnt für sie, im Guten wie im Bösen, exemplarischen Charakter. Innerhalb dieses Paradigmas richtet sich damit jede Äußerung von Gewalt immer auch gegen sie selbst. Das erklärt vielleicht die besondere Bedeutung, die die Attentate für das Kind haben müssen. Daß Maries Reaktionen dabei im Einklang mit den Reaktionen breiter Bevölkerungsschichten stehen, kann als weiterer Hinweis darauf gelten, daß man bei ihr zu diesem Zeitpunkt von einer »übernommenen Identität« sprechen kann, der Prozeß der Herstellung einer »erarbeiteten Identität« also gerade erst einsetzt.

Vorsätzlich zieht sie sich während dieser Zeit der Krise gerade auch von der Mutter zurück, und versucht, ohne auf deren Erklärungsmodelle

26 Vgl. JT, 616-619.

27 Vgl. JT, 957-975.

28 Vgl. JT, 1298-1328.

zurückzugreifen, eine eigenständige Aufarbeitung zu leisten. Entgegen den Wünschen der Mutter (und auf eigene Kosten) mietet sie ein Fernsehgerät und verfolgt mit geradezu pathologischer Ausschließlichkeit die mediale Berichterstattung.

Allerdings begnügt sich das Kind nicht damit, in der emphatischen Konsumtion immer aufs neue tränenreiche Betroffenheit zu generieren, sondern untersucht an Hand der Berichterstattung die Frage nach der »Gewalttätigkeit als nationales Kennzeichen« (JT, 1306) und deren mögliche Ursachen. Der Mord an dieser für sie so bedeutenden Persönlichkeit zwingt Marie über die nur individuelle Perspektive hinauszugelenken, und die gesellschaftlichen Zusammenhänge als bedeutsame Funktionen und Erklärungsstrukturen wahrzunehmen. Die ›Trauerarbeit‹, die sie leisten muß, bringt ihr Denken dem der Mutter ein Stück näher, macht sie aber zugleich auch unabhängiger von dieser.

Es ist in der Folge dieser Ereignisse, daß Marie alleine einen Ausflug mit der South Ferry unternimmt, ihre »erste Fahrt auf eigene Faust« (JT, 1369). Weder der unterschwellige Zwang zur Assimilation noch der damit zusammenhängende Versuch, sich von der Mutter abzugrenzen, haben mehr ihre überragende Bedeutung. Plötzlich wehrt sich Marie nicht ausdrücklich dagegen, als »europäisches Kind« (JT, 1017) zu gelten, fragt die Mutter in ihrer Trauer sogar: »Gesine, ist es mecklenburgerisch, daß ich eine Versöhnung mit dem Willen allein nicht hinkriege?« (JT, 1369)

Die gezeigte Unabhängigkeit ist nur das äußere Zeichen für eine neue Stufe in der Identitätsentwicklung: Es gelingt Marie auch in dieser Phase wieder, ihr Denken in einen Gleichgewichtszustand zu bringen, indem sie Kategorien der Mutter zu den eigenen in Beziehung setzt und miteinander abgleicht. Damit verlagert sich die bereits dargestellte Dialektik, wenn auch individuell gebrochen, in das Bewußtsein des Kindes. Eigentlich könnte, was Marie betrifft, der Erziehungsprozeß damit seinen Abschluß finden und in ein ›happy ending‹ münden.

Daß Johnson diese Möglichkeit durchaus selbst reflektiert haben könnte, belegt vielleicht eine Stelle aus einem Brief, den Marie an Anita schreibt: »Von D. E., du kennst ihn wohl als Erichson, soll ich dir etwas sagen. Gesine will ihn heiraten. Im Herbst, wenn wir Prag hinter uns haben. Es soll ein petit comité sein, mit dir als unserer besten Freundin (und eben einer Schwiegermutter). Damit wird Gesine Bürgerin der U.S.A., ich bin dann von einer anderen Nation.« (JT, 1591)

Gesines Vorhaben, in der Hoffnung auf einen neuen »Anfang« (JT, 690) des Sozialismus nach Prag zu gehen, birgt für Marie das Versprechen

auf ein neues Leben. Wie schon häufiger vorher, so ist Gesine auch hier auf der Suche nach einer menschenwürdigeren Gesellschaft, Marie hingegen auf die Herstellung einer glücklichen Lebensgemeinschaft bedacht. Verdichtet sich für Gesine die Station Prag zur Vorbedingung der erhofften Utopie,²⁹ so bleibt sie für das Kind eine Zwischenstation, derer es bedarf, bevor man sich dann nur desto endgültiger einrichten kann in seinem Leben.

Trotz seiner »Abneigung gegen dramatische Schlüsse, gegen Lautstärke überhaupt«³⁰ sieht sich Johnson gezwungen, derart hoffnungsfrohe Möglichkeiten betreffs Zukunft radikal zu destruieren. Gesines hypothetische Ankunft in Prag läßt er mit »dem Einmarsch der sowjetischen Truppen in die Sozialistische Tschechoslowakei« zusammenfallen, ihre idealistischen Hoffnungen zerbersten mit einem »welt- und personengeschichtlichen Donnerschlag«.³¹ Gesine, hierin ganz Opfer der Erzählzeit, weiß jedoch nicht, was ihr blüht, da sich der »Genosse Johnson« bedeckt hält, um zu vermeiden, daß ihm, was sein erzählerisches Vorhaben betrifft, mit der Stornierung eines Fluges ein Strich durch die Rechnung gemacht wird.

Maries Aussichten auf Glück kommen nun, so meine Einschätzung, weitaus vielversprechender daher. Um diese dennoch als trügerisch entlarven zu können, bedarf der Autor schon des seit je gefürchteten »deus ex machina«. In unserem Falle materialisiert sich das Schicksal in Form einer Cessna. Das Opfer Dr. Dietrich Erichson: »Verstorben bei einem Absturz in der Nähe des Platzes Vantaa in Finnland. Samstag. Acht Uhr morgens« (JT, 1740).

Nun ist es das eine, daß Gesine durch diesen Unfall »doppelte Witwe« (JT, 1749) geworden ist, und daß da einer aus dem Leben verschwindet in der Manier von Jakob Abs, also eine tragische Wiederholung von Vergangenheit inszeniert wird.

Das andere aber ist, daß damit zugleich Maries Zukunftshoffnungen zerstört werden. Sie hat es von Anfang an vermieden, Strukturen der Vergangenheit zu reproduzieren. Auch was die Heirat betrifft, ist die Differenzqualität ihre *conditio sine qua non*: »So viel wie ein Vater will

29 Vgl.: »Kennzeichnend für eine Utopie ist, daß sie die bestehende Gesellschaft und die bestehenden gesellschaftlichen Beziehungen in Frage stellt, indem sie einen Gegenvorschlag bietet, der die Gesellschaft als ganze umfaßt. Eine Utopie muß total sein.« Gustafsson, Lars: *Utopien. Essays*, Frankfurt am Main 1985, S. 85.

30 Johnson, Uwe: *Begleitumstände*. Frankfurter Vorlesungen, Frankfurt am Main 1992, S. 448.

31 Ebd.

D. E. nicht sein. Deswegen bin ich einverstanden« (JT, 1593). Maries Denken ist insofern zukünftig, als sie in eigenständigem, d.h. originärem Handeln die Möglichkeit sieht, eine qualitativ und strukturell neue Wirklichkeit herzustellen. Allerdings, darauf beharrt die Erzählung wohl auch im Fall Maries, ist die Zukunft offen, ihre Vorhersagbarkeit begrenzt, jedes Vertrauen auf Planbarkeit eine Illusion.

Ebenso wie der Erzähler sein geschichtliches Wissen Gesine vorenthält, und sie auf diese Weise für seine Erzählabsichten funktionalisiert, so hält auch die Mutter die Information von D.E.s Tod vor der Tochter verborgen, sie verlegt sich darauf, »Marie zu betrügen« (JT, 1745), aus Angst: sie »schmeißt um, wenn du ihr das sagst« (JT, 1749). Damit reproduziert die Erzählung die Mutter-Kind-Beziehung, die zu Beginn ihres New York Aufenthalts konstatiert wurde: Der Aspekt der Schonung dekonstruiert sich im Bewußtsein des Lesers, da die Mutter allzu auffällig »besorgt [bleibt], dieser Umzug könnte vereitelt werden durch das Kind« (JT, 19). Gesine unterläuft, wenn auch auf Anraten ihrer Freundin Anita, aufs neue ihre ansonsten so vehement vertretenen Erziehungsideale, obwohl sie weiß, daß ihr die Tochter nicht verzeihen wird, derart hintergangen worden zu sein: »Und zehn Jahre lang wird sie gegen mich halten, daß sie es einen Tag zu spät erfuhr« (JT, 1749).

Durch diesen Erzählertrick erhält die ganze, auf ihr Ende zutreibende Erzählung ihren bitteren Beigeschmack. Statt eines möglichen »happy endings« wartet auf beide Figuren eine schwere Enttäuschung. Das Wissen des Lesers überschattet den Gang der Ereignisse in allen Aspekten. Selbst die Tatsache, daß Gesines Erinnerungsarbeit in der Gegenwart anlangt, ihre Vergangenheit damit aus dem Traumatischen in eine bearbeitete Erzählung überführt werden konnte, erlangt nicht mehr die überragende Bedeutung, die ihr vom Anfang her zuzukommen schien. Maries Ausruf: »In New York wurde ich vier. Endlich sind wir angekommen, wo meine Erinnerung Bescheid weiß. Welcome home!« (JT, 1875) kehrt sich vor diesem Hintergrund in seiner Bedeutung um. Glaubt sie auf Grund ihres Informationsdefizits noch an die Herstellbarkeit von Heimat, so weiß der Leser längst, daß ihre Pläne zum Scheitern verurteilt sind. Die unterschiedliche Beurteilung von Maries Wirklichkeit macht ganz deutlich, daß ihre Gegenwart, die sich im Besitz der Erinnerung wähnt, nur mehr um den Preis zurückgehaltener Fakten existiert.

Auch der belehrend und fröhlich vorgetragene Kinderreim »Walk, do not run! A fall is no fun!« (JT, 1745) erhält noch einen tieferen Sinn: Der allzu unbekümmerte Versuch, Zukunft bereits von der Gegenwart her zu okkupieren, wird sich als tragische Enttäuschung erweisen. Marie wird

erfahren müssen, was sie als theoretische Einsicht längst aus Gesines Erzählung gefiltert hat, daß mit der »Beständigkeit des Glücks« (JT, 1537) nicht zu rechnen ist. In diesem Sinne ist der »Abschied von New York« (JT, 1473) dazu bestimmt, auch ein Abschied vom Glauben an Sicherheiten zu werden, damit auch von der eigenen Kindheit.

Daß dieser leidvolle, und dabei doch überlebenswichtige, da unvermeidliche Umgang mit Desillusionierung gelernt werden muß, scheint eine so bedeutsame Einsicht, daß der Erzähler diesen Sachverhalt im Kapitel »Last and Final« (JT, 1888) von einer dafür prädestinierten Instanz, einem »Lehrer für Englisch und Anstand« (JT, 1888), noch einmal auf den Punkt bringen läßt: »Ihr Vater hat mir die Ehre seiner Freundschaft erwiesen. Eine seiner Auffassungen ging dahin: Geschichte ist ein Entwurf« (JT, 1891). Die Betonung der Vorläufigkeit und Voreingenommenheit aller Geschichtskonstruktionen verweist nicht nur auf die Unabschließbarkeit der Bemühungen um Sinnzuschreibung, sondern auch auf die grundsätzliche Offenheit, damit die notwendige Unsicherheit menschlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse.

Der Schluß der *Jahrestage* gerinnt, trotz der bevorstehenden schmerzlichen Erlebnisse, zu einem der Zeitlichkeit enthobenen Bild: »Beim Gehen an der See gerieten wir ins Wasser. Rasselnde Kiesel um die Knöchel. Wir hielten einander an den Händen: ein Kind; ein Mann unterwegs an den Ort wo die Toten sind; und sie, das Kind, das ich war.« (JT, 1891)

Die See mag hier für Unschuld, das Leben im Auf und Ab der Wellenbewegungen, sie mag für das zeitliche Überdauern stehen, jedenfalls verweist sie in diesem Zusammenhang auf grundsätzlich positiv zu bewertende Erlebnisinhalte.

Was die Menschen betrifft, so ist interessant, daß der Lehrer Kliefoth durch seine Verbindung zu den Toten näher beschrieben wird, Gesine dagegen durch ihr Verhältnis zur Geschichtlichkeit, also zum Geworden-sein ihrer Individualität. Einzig Marie bleibt ohne nähere Bestimmung, weil diese in ihrem Fall implizit schon im Wort Kind enthalten ist. Sie ist diejenige von den dreien, deren Existenz sich vor allem durch ihre Zukünftigkeit definiert. Und darin liegt wohl auch ihre Funktion als Hoffnungsträgerin des Romans. Diese drei Menschen halten einander an den Händen, damit verbinden sich auf der symbolischen Ebene ihre so unterschiedlichen Leben zu einem zusammenhängenden geschichtlichen Kontinuum. In diesem kurzen, den andrängenden Wirklichkeiten enthobenen Augenblick am Meer kommt Gesines Erzählung tatsächlich im Leben an und ermöglicht die Verortung des Heimatbegriffs. Heimat

ist kein geographisch beschreibbarer Punkt mehr, sondern entsteht in der Arbeit der Erinnerung und des Eingedenkens, wird damit herzustellender Teil des eigenen »Lebensromans«.³²

Benjamin antwortet auf einen Brief Horkheimers vom 16. März 1937, in dem dieser ihm im Zusammenhang mit seiner Vorstellung von Unabgeschlossenheit der Geschichte idealistisches Denken vorgeworfen hatte: »Was die Wissenschaft »festgestellt« hat, kann das Eingedenken modifizieren. Das Eingedenken kann das Unabgeschlossene (das Glück) zu einem Abgeschlossenen und das Abgeschlossene (das Leid) zu einem Unabgeschlossenen machen.«³³

Der Sinn eines solchen Neu-Denkens von Geschichte, das sich mit dem bloßen Erinnern nicht zufrieden gibt, läßt sich mit einem Zitat Ernst Blochs genauer bestimmen: Die Geschichte »ist mit Erinnerung allein nicht heraufzubringen, gesellt sich den Kategorien der Wirksamkeit nicht auch noch das Weiterleben, das schließliche Selbst- und Allbetroffensein, der eigentlichste Neudruck, das produktive Schema des Eingedenkens hinzu. Die Toten kehren, wie im neuen Tun, so im neuanzeigenden Sinnzusammenhang wieder, und begriffene Geschichte [...] ist harte, gefährdete Fahrt, ein Leiden, Wandern, Irren, Suchen nach der verborgenen Heimat; voll tragischer Durchströmung, kochend, geborsten von Sprüngen, Ausbrüchen, einsamen Versprechungen [...]«.³⁴

Gesines geleistete Erinnerungsarbeit ist durchaus nicht, wie Bernd Neumann glaubt, »nur [...] Regression [...] zum nostalgisch erinnerten Mythos«,³⁵ sondern der Versuch, die ureigenste Geschichtlichkeit sich zu erfinden. In der kritischen wie mitleidenden Auseinandersetzung mit den Sinnentwürfen und Lebensschicksalen ihrer Familie versucht sie, Orientierungspunkte für das eigene Leben und Sollen zu bestimmen. Anstelle einer unreflektierten Übernahme gesellschaftlich vorgegebener Werte und Strukturen, orientiert sie sich an individuell vorgelebten Modellen, überprüft deren Berechtigung und konstatiert deren Aussichten auf Lebensglück. Ihr eigener Lebensentwurf ist daher nicht zu denken ohne

32 Vgl. Scheffer, Bernd: Interpretation und Lebensroman. Zu einer konstruktivistischen Literaturtheorie, Frankfurt am Main 1992.

33 Benjamin, Walter: Gesammelte Schriften. Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem hg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Bd. V.1, Frankfurt am Main 1972ff., S. 588.

34 Bloch, Ernst: Thomas Müntzer als Theologe der Revolution, Frankfurt am Main 1985, S. 14.

35 Neumann, Bernd: Utopie und Mimesis. Zum Verhältnis von Ästhetik, Gesellschaftsphilosophie und Politik in den Romanen Uwe Johnsons, Kronberg/Ts. 1978, S. 304.

das Bekenntnis zu einer freilich selbst entworfenen Traditionslinie und zu der Bedeutung einer Geschichte von unten.³⁶

Nicht nur das Ende verweist darauf, daß auch Marie die Bedeutung einer der individuellen Erfahrung zugänglichen Traditionslinie immer konsequenter anerkennt.

Wichtiger noch: was Neumann der Figur des Kindes zur Last legen und damit als konzeptionelle Schwäche des Romans verstanden wissen will, nämlich, daß es ihr bei aller »Altklugheit« nicht gelingt, »Gesines Versionen diskutierend in Frage zu stellen«,³⁷ ist in Wirklichkeit beabsichtigt, ja sogar das Programm der *Jahrestage*: nämlich das Recht des Individuums auf seine je eigene Geschichte.³⁸ Nur dieses Anrecht verbürgt die Hoffnung auf Zukunft auch für das scheinbar Vergangene.

Maries Geschichte würde sich wohl in vielerlei Hinsicht von der der Mutter unterscheiden, womöglich würde sie, gerade was unsere heutige Situation betrifft, sogar den viableren, da zeitgemäßerer Entwurf beibringen.

Nach allem, was gesagt wurde, steht zu vermuten, daß das Kind den Verlust von D. E. und der an ihn gebundenen Zukunftshoffnung nicht überwinden, sondern den Schmerz darüber als Erfahrung in das eigene Leben retten wird. Der Verlust dieser bereits so wirklich scheinenden Hoffnung auf Heimat wird sie, wie die Mutter, mit der Aufgabe konfrontieren, Heimat andernorts herzustellen, und damit zugleich mit der Frage nach der Möglichkeit eines »richtigen Lebens im falschen«. Auch für Marie wird die Arbeit der Erinnerung und des Eingedenkens somit zu einem unabtrennbaren Teil ihrer Identitätskonstitution werden. Die Hoffnung, daß auch ihre Geschichte erfunden und erzählt werden wird, entspricht auf allgemeinerer Ebene dem Glauben, daß es ein Ende der Geschichten ebenso wenig geben darf wie ein Ende der Hoffnung auf ein erfülltes Leben. Dafür, so meine ich, steht die Figur der Marie.

Johann Siemon, Pestalozzistr. 3, 86504 Merching

36 Vgl.: »Ich bin überzeugt, dass die einfachen Leute das erheblichere Beispiel abgeben für Lebensverhältnisse in unserer Zeit.« BU, 329.

37 Neumann, Utopie und Mimesis (Anm. 35), S. 304.

38 Vgl.: »Es ist nicht mehr, als dass ein erzählendes Buch ein Modell der Welt anbietet, Geschichten als Beispiele, die Welt in der Version des Verfassers, Lesern vorgelegt zum unterhaltsamen Vergleichen mit ihrer eigenen Version.« BU, 327.